



IMAGO STOCK&PEOPLE

GÖTZ GEORGE, 77

Er gab ihn Deutschland zurück, endlich, nach all den Jahren, in denen er aus dem Kino, dem Fernsehen und den Köpfen der Deutschen verbannt worden war: den echten Kerl, der nach dem Zweiten Weltkrieg für lange Zeit unerwünscht war. Als der gebürtige Berliner Anfang der Achtzigerjahre die Rolle des „Tatort“-Kommissars Horst Schimanski übernahm, der mit schwellenden Muskeln um sich schlug, war das eine längst überfällige Feier der Männlichkeit. Doch aus all den Schieß- und Prügelorgien ließ George seine Zuschauer mit einem schweren Kater erwachen. Er spielte Männer, die vor Kraft kaum gehen konnten und an ihrem inneren Druck fast zu zerbersten schienen, die nie mit sich im Reinen waren. Vermutlich lag das an seinem Vater Heinrich George, der wie er selbst Schauspieler und ein Mannsbild gewesen war, doch eines, das sich von den Nazis verbiegen ließ und in ihren übelsten Propagandafilmen wie „Jud Süß“ mitspielte. Götz George nahm Maß an seinem Vater, vielleicht sein Leben lang, er spielte gern und unglaublich gut Männer, denen alles zuzutrauen war, vor allem das Schlimmste: den KZ-Kommandanten Rudolf Höß (in „Aus einem deutschen Leben“, 1977) oder den Serienmörder Fritz Haarmann (in „Der Totmacher“, 1995). George gab diesen Figuren eine furchterregend monströse Menschlichkeit.

Als junger Schauspieler sprang George in den Winnetou-Filmen der Sechzigerjahre aus vollem Lauf auf Pferde, als älterer Star stürzte er sich kopfüber in die Abgründe der Seele. Den Mut, den dies vom ihm verlangte, fühlte er zu wenig gewürdigt. Als er 1998 bei Thomas Gottschalk in „Wetten, dass..?“ auf dem Sofa saß, um Werbung für seinen düsteren Thriller „Solo für Klarinette“ zu machen, wirkte er angewidert von der Spaßkultur. Völlig zu Recht bezeichnete er die Sätze Gottschalks als „blödsinnig“ und „dumm“, und beleidigte letztlich auch das Publikum, es war ein heldenhaft selbstzerstörerischer Auftritt. Wie viele seiner Figuren wirkte George in der Öffentlichkeit oft wie ein Getriebener, wenn man ihm ein Kompliment machte, witterte er selbst darin einen Widerhaken. Er war bis in die letzte Faser mit Energie geladen, ständig suchte sie sich ein Ventil, möglicherweise sogar gegen seinen eigenen Willen. Vor der Kamera führte dies dazu, dass George sehr schnell spielen konnte, er brachte die Filme auf Tempo und war nicht zuletzt aus diesem Grund ein begnadeter Komödiant. In der Satire „Schtunk!“ (1992) zeichnete er das ebenso scharfe wie amüsante Porträt eines Mannes, der von seinem eigenen Ehrgeiz zerfressen wird. Es war ein Vergnügen, ihm dabei zuzusehen, denn er hatte keine Angst vor der Schmiere. Er war ein deutscher Volksschauspieler, einer der größten. Götz George starb am 19. Juni in Hamburg. lob

MANFRED DEIX, 67

Mit Geplänkel hielt er sich nicht auf, seine Sache war der Angriff. Das Österreich der Blockwarte und Feistlinge verfolgte er mit unversöhnlicher Abneigung. In seiner Alpenrepublik gab es keine blauen Berge und grünen Seen, sondern vor allem schmutzige Männer, ein grelles Gesamtfritztum, ausgeliefert einem unstillbaren Verlangen nach „Göd“ und „Schnackseln“ und fettem, wursthaltigem Essen. In einem Land, das seine Käsekrainer liebevoll „Eitrige“ nennt und in dem die Gemütlichkeit oft nahe am Mief gebaut ist, lag er mit dieser Haltung goldrichtig. Für seine aufklärerische Bösartigkeit wurde Deix von jener Hälfte des Landes, welche die FPÖ hasst, verehrt, geliebt und ausgezeichnet. Seine Anschläge auf das rosige Spießertum druckte selbst die größte Boulevardzeitung des Landes, die „Kronen Zeitung“. „Ich zeichne, rauche und saufe“, lautete das Lebensmotto von Deix, dessen Kopf derart eigen war, dass er



ARNO BÜRGI / DPA

die Schule „Die Graphische“ so wenig beendete wie die Kunstakademie in Wien. Umgeben von Dutzenden Katzen, kämpfte dieser Hieronymus Bosch des Pop-Zeitalters bis zum Schluss gegen das ihm allzu vertraute „Schiache“, indem er sein Update der sieben Todsünden sich, seinen Landsleuten und Figuren unter dicke, rote, gierige Nasen rieb. Manfred Deix starb am 25. Juni in Klosterneuburg bei Wien. th

BUD SPENCER, 86

Er war das Idol einer ganzen Generation männlicher Kinogänger, wer ihn auf der Leinwand sah, wünschte sich sehnlich, sehr, sehr dick zu sein. Der Schauspieler, als



IMAGO STOCK&PEOPLE

Carlo Pedersoli in Neapel geboren, war ein so schwerer wie unbeschwerter Hedonist, ob er seine Gegner niederoder sich den Magen vollschlug. Zusammen mit seinem Leinwandpartner Terence Hill ließ er Millionen jugendlicher Fans von einem Leben träumen, das nur aus so herrlichen Dingen wie Essen, Prügeln und Kalauern bestand – in Filmen wie „Vier Fäuste für ein Halleluja“ (1971) oder „Das Krokodil und sein Nilpferd“ (1979). Spencer war ein Multitalent. Als junger, noch schlanker Mann schwamm er in den Fünfzigerjahren als erster Italiener die 100 Meter Freistil unter einer Minute und war bei den Olympischen Spielen dabei. Später wurde er Sänger, Komponist und Erfinder einer Einwegzahnbürste mit integrierter Zahnpasta. Zuletzt, bei seinen Auftritten in Deutschland anlässlich der Veröffentlichung seiner Autobiografie, wirkte er wie ein mediterraner Buddha, der weise ist, weil er viel erlebt hat. Bud Spencer starb am 27. Juni in Rom. lob

BILL CUNNINGHAM, 87

Zurechtgemachte Models fotografierte er ungerne, lieber entdeckte Cunningham seine Protagonisten selbst: Er sah die Putzfrau, die eine besondere Tasche trug, oder, dass plötzlich überall gelbe Kleider auftauchten. Der Fotograf erfand den Streetstyle, lange bevor der so hieß. Seit 1978 erschien seine „New York Times“-Kolumne, sein Fotorevier dafür war Midtown Manhattan. Der schmale, scheue Mann mit der blauen Arbeitsjacke fuhr stets mit seinem klapprigen Fahrrad umher. So wurde er selbst zur Marke. Bill Cunningham starb am 25. Juni in New York. mum